



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Becker, Wilhelm Martin: Die koloniale Alternative


urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die koloniale Alternative

Von Professor Dr. Wilhelm Martin Becker

Vivere necesse est

m vorigen Jahre begann der Staatssekretär Dr. Solf einen Aufsatz über deutsche Kolonialpolitik*) mit den Worten: „Diese Schrift ist keine Apologie, keine Entschuldigung, daß, und keine Erklärung, warum wir Kolonien haben“. Diese Einleitung aus der Feder des berufenen Fachmannes zeigt mehr als die Äußerungen der Tagespresse, daß das Koloniale, das sich lange Zeit von selbst verstand, in den Stunden des Nachdenkens, die uns dieser ungeheure Krieg schuf, von neuem zum Problem geworden ist. Ja, der Staatssekretär weiß, daß man eine Apologie von ihm erwartet; er hält es für nötig, die Entscheidung der Öffentlichkeit zu beeinflussen: in zahlreichen Vorträgen im ganzen Reiche hat er inzwischen die Notwendigkeit der Kolonialpolitik für unser neues Deutschland betont. Aber ich glaube trotzdem nicht, daß es überflüssig ist, diese Frage nochmals durchzudenken.

Die Kolonialfrage ist für die europäischen Mächte in erster Linie eine Frage der geographischen Lage. Sobald mehrere Nationen da sind, die sich über See kolonisierend betätigen wollen, wird *ceteris paribus* diejenige den größeren Erfolg erzielen, die am ungestörtesten ihre Kräfte über die See spielen lassen kann, weil sie wenig Kraft auf die Verteidigung der heimischen Werte verwenden muß. Mit anderen Worten: ob eine von kontinentalen Besorgnissen freie Weltpolitik getrieben werden kann, das ist ausschlaggebend für den Erfolg einer solchen Politik. Hier haben wir die Voraussetzung für das Entstehen des englischen Kolonialreiches.**)

*) In dem von Otto Hinze u. a. herausgegebenen Buche „Deutschland und der Weltkrieg“ (Leipzig u. Berlin 1915, Teubner), S. 142 ff.

***) Als neuer Führer auf dem Gebiete der Geschichte kolonialer Betätigung bietet sich seit Valentin dar (Kolonialgeschichte der Neuzeit, Tübingen 1915, Mohr). Der Verfasser

gehört, beträchtliche Teile des kontinentalen Europa in den Bereich seiner Expansion zu ziehen. Raum sind die inneren Schwierigkeiten des Reformationszeitalters notdürftig überwunden, so greift England über die Meere. Durch den breiten Wassergraben von den Mächten Europas geschieden, hatte man fürderhin nur soweit ein Interesse an Europas Geschichte, als es notwendig schien, heranwachsende Konkurrenten niederzuhalten. Die aktive Teilnahme Englands an dem Ringen europäischer Staaten gleicht einer Reihe von Ausfallgefechten, nach deren Beendigung die Besatzung befriedigt und fast ungeschwächt in ihre uneinnehmbare Festung zurückkehrt. Auch diese Kriege sind mindestens zum Teil aus kolonialem Gesichtspunkte zu verstehen: die Beschränkung des holländischen, die Zertrümmerung des französischen Kolonialreiches waren ihr Ergebnis.

Während so die geographischen Verhältnisse es England erlaubten, in stetiger Politik die Welt englisch zu machen, zeigt der Verlauf der französischen Kolonialgeschichte bis ins neunzehnte Jahrhundert das Verhängnisvolle einer zwei Zielen nachjagenden und darum keines erreichenden Politik. Auch sie ist geographisch begründet, in der Zweigefichtigkeit Frankreichs, das sowohl auf der kontinentalen als auf der ozeanischen Seite lockende Aufgaben vor sich sah. Von vornherein war Frankreich als Festlandsmacht mit den Geschicken des Kontinents viel inniger verflochten als der Inselstaat; hinzu trat das Streben nach der Hegemonie in Europa, das seit der endgültigen Abwendung Englands vom Festlande die französische Politik beherrschte. Daneben aber hatte Frankreich nicht später den Weg kolonialer Ausdehnung betreten als England. Es erkannte nicht die Alternative seiner geschichtlichen Stellung, die eine Entscheidung forderte, und ist an dieser Zwiespältigkeit gescheitert*); 1815 ist es so gut wie keine Kolonialmacht mehr.

So siegte in Westeuropa als Kolonialmacht derjenige Staat, dem sein geschütztes Machtzentrum Freiheit des Handelns gewährte. Inzwischen hat im Osten Rußland ebenso ungestört sein eigenes Ausbreitungssystem entwickelt, das der reinen Überlandkolonisation. Auch hier ist es wieder die geographische Lage, die das Vordringen bis zum Großen Ozean und darüber hinaus ermöglichte. Da Rußland zunächst auf seinem Wege keinen Wettbewerb anderer Kolonialvölker fand, konnte es die Weiterführung seines Werkes nach Belieben zeitweilig einstellen und nach Erledigung dringenderer Geschäfte in Europa und

verfolgt die kolonialisatorische Tätigkeit jedes Volkes im Zusammenhang und will so zu einer vergleichenden Charakteristik der Kolonialvölker kommen. Man kann ihm den politischen Blick und die Fähigkeit zu geschickter knapper Gruppierung der Tatsachen nicht absprechen, wird aber das Ziel doch nicht ganz als erreicht ansehen können. Die Kolonialgeschichte, die das Verfahren der Kolonisation auf seine letzten Ursachen untersucht, das koloniale Ziel als Resultante der Volksindividualität, des Ehrgeiz erregenden Vorbildes und der Wirtschaftslage entwickelt, muß noch geschrieben werden.

*) Valentin S. 70: „In diesem Dilemma beruht recht eigentlich das Problem der französischen Geschichte in der Neuzeit.“

am Schwarzen Meer wieder am verlassenen Punkte aufnehmen. Dies war nur möglich, weil das Kolonisationsgebiet von der Hochstraße des Meeres seitab lag und daher von keiner anderen Macht erreicht werden konnte.

Wir haben also zwei koloniale Systeme, die sich gleichzeitig, ohne einander zu kreuzen, durchgeführt haben, das englische und das russische, das überseeische und das kontinentale, das System der Streulage (mit der Tendenz freilich zur Zusammenfassung) und das der Konzentration, das auf der Seebeherrschung aufgebaute und das von ihr unabhängige, das vorwiegend merkantile und das fast ganz agrarische. Der wesentliche Unterschied liegt bei alledem im Abstand des kolonialen Besitzes vom Mutterland, einem Abstand, der im einen Falle durch Meeresbreiten markiert ist, während im anderen das Mutterland unmerklich in den Kolonialbesitz übergeht. Eine unwesentliche Verwischung erfährt der Gegensatz nur dadurch, daß England seinen Seeverkehr auf das höchste Maß der Leistung gebracht und dadurch den Abstand weniger fühlbar gemacht, Rußland dagegen durch Vernachlässigung seiner Bahnverbindungen lange Zeit hindurch einen künstlichen Abstand hervorgerufen hat.

Die Erwerbung eines transozeanischen Kolonialreiches war seit der unbeschränkten Suprematie der englischen Seemacht für keinen Staat mehr möglich, der sich nicht Englands Bedingungen fügen oder es auf einen Seekampf ankommen lassen wollte. Der einzige Staat, der die Gründung eines kolonialen Imperiums im neunzehnten Jahrhundert noch unternommen hat, Frankreich, glaubte sich dieser Notlage entwinden zu können, indem er, soweit die geographischen Verhältnisse es zuließen, nach dem kontinentalen System verfuhr. Die neuerworbenen Kolonien an der nordafrikanischen Küste liegen in ihren wichtigsten Teilen dem Mutterlande nahe genug, daß man hoffen konnte, von ihnen nicht leicht abgeschnitten zu werden; und an diese Teile schloß sich dann das gewaltige westafrikanische Gebiet, dessen Ausbau bis in die letzten Jahre durch Einbeziehung von Marokko gefördert worden ist. Aber die relative Beherrschung des westlichen Mittelmeerbeckens ist dieses ganzen Baues Voraussetzung und seine schwache Stelle. Man mußte empfinden, daß die Linie Toulon—Biserta gegen das Übelwollen des Besitzers von Gibraltar und Malta nicht offenzuhalten ist, und die Furcht vor dem Bruch mit England ließ das stolze Frankreich sogar die Demütigung von Faschoda ertragen. Mehr und mehr ist Frankreich nur von Englands Gnaden Kolonialmacht, weil ihm seine geographische Lage die rein kontinentale Kolonisation, das russische System, nicht erlaubt. Ähnliches gilt von Italien; denn die Besetzung von Tripolis ist, geographisch betrachtet, nur eine schwache Wiederholung des französischen Vorgehens in Nordafrika, und Erythräa liegt nach jeder Richtung unter den englischen Kanonen.

Unter dem Mangel, daß der Beherrscher des Meeres es in der Hand hat, die Kolonien vom Mutterlande abzuschneiden, leidet in besonderem Grade die deutsche Kolonisation. Bei der Gründung der deutschen Kolonien stand

man durchaus unter dem Eindruck des englischen Vorbildes, und man nahm bei dem Wettlauf der europäischen Staaten um die noch unverteilten Reste Afrikas, was noch zu haben war. Der Gedanke einer kontinentalen Kolonisation nach russischem System konnte im Frieden nicht auftreten. So wurde unser „Kolonialreich“ völlig transozeanisch. Gegenüber Frankreich ist Deutschland geographisch nicht nur dadurch im Nachteil, daß es breite Ozeane durchqueren muß, um seine Kolonien zu erreichen, sondern besonders dadurch, daß es schon an seinem maritimen Ausgang als Wächter England vor sich sieht. Wir sind also, solange Englands überlegene Seemacht besteht, für unsere kolonialen Unternehmungen in noch viel höherem Maße auf dessen Wohlwollen angewiesen. Wer es noch nicht gewußt hatte, hat es in diesem Kriege erfahren, daß für uns eine überseeische Kolonialpolitik nur möglich ist, wenn wir zur See England die Spitze bieten können. Jeder Seekrieg, selbst wenn er zu unseren Gunsten ausfällt, trennt uns von unseren Kolonien und setzt sie der Gefahr der Invasion und der Zerstörung der dortigen Werte aus. Sonderbarerweise scheint Dr. Solf in seinen Vorträgen anzudeuten, daß Kolonisation künftig ohne die Voraussetzung der Seemacht bestehen könne.

Immerhin — ist unser Volk zu seiner Existenz auf überseeische Kolonien angewiesen, so muß die geographische Notlage durch äußerste Kraftanstrengung überwunden werden. Man wird also nach Zweck und Nutzen der Kolonie fragen.

Da wird zunächst mit dem humanitären Zweckgedanken aufgeräumt werden müssen, den Dr. Solf in der Form ausspricht*:) „Kolonisieren ist Missionieren, und zwar Missionieren in dem hohen Sinne der Erziehung zur Kultur“. An anderer Stelle spricht er von den Kolonien als der Heimat von Menschen, denen wir unseren Schutz versprochen haben und für die wir sorgen müssen. Ja, müssen wir fragen, wer hat uns denn geheißt, einem Negerstamm unseren Schutz zu versprechen? Hat uns unser gutes Herz getrieben, Menschen und Kapitalien zu wagen, um das ferne Land uns zu eigen zu machen? Der Stamm hat den Schutz nicht begehrt, und das deutsche Volk hat nicht daran gedacht, hier eine Kleinkinderschule für unerzogene Völker anzulegen. Es wollte wirtschaftliche Vorteile und Siedlungsland. Herrn Solfs Vorgänger, Dernburg, hat damit auch nicht hinter dem Berge gehalten.**) „Die Zwecke, für welche kolonisiert wird, sind materielle und merkantilistische.“ In der Tat, wir sind jetzt von Rousseauscher Ideologie weit genug entfernt, um einfach zu sagen: die neuen Gebiete sollen „erschlossen“, d. h. ausgebeutet werden. Freilich kann man nicht behaupten, daß das Merkantile zu den grundlegenden Wesenszügen unseres Volkes gehöre. Daß wir dem Händlertum anderer Nationen durchaus entgegengesetzt wären, ist nur eine glänzende Stillisierung, beruht aber doch auf einem vorhandenen Tatbestand. Der Deutsche ist von Natur

*) Deutschland und der Weltkrieg. S. 159.

**) Koloniale Erziehung, München 1907, S. 8.

kein Ausbeuter. Auch daß der Handel um des Handelswillen zu fördern wäre, ist ihm, wie mir scheinen will, im Grunde seines Herzens zuwider; er sieht ihn nicht sowohl als Selbstzweck an, denn als Mittel zur Beschaffung nötiger Bedürfnisse.

Aber sehen wir doch, was andere Völker von ihren Kolonien haben. Wir haben sie doch nachgeahmt, um gleiche Pfade zu gehen.

Den Engländern sind ihre Kolonien teils Lieferanten wichtiger Rohprodukte (30 v. H. der gesamten Einfuhr kommt aus den Kolonien^{*)}), teils Absatzgebiete für die Industrie des Mutterlandes, sodann Betätigungsfelder für die merkantile und politische Beherrschung und schließlich die gegebenen Siedlungsländer für die Auswanderung. Was sind uns demgemäß unsere Schutzgebiete? Sie liefern einen verschwindend kleinen Teil der für uns nötigen Rohprodukte (einhalb v. H. unserer Einfuhr kommt aus den Kolonien), sie nehmen unserer Industrie einen unbedeutenden Teil ihrer Erzeugnisse ab (wenig über einhalb v. H. unserer Ausfuhr^{**}), sie haben von unserer Auswanderung ein paar Tausend Menschen aufgenommen. Lieferanten für tropische Roherzeugnisse, lohnende Absatzgebiete, ja selbst Auswanderungsländer sind nach der Gründung der Kolonien wie vorher in weitaus überwiegendem Maße Landstriche, über denen die deutsche Flagge nicht weht.

Nun wird die Ausschließung und Entwicklung unserer Kolonialgebiete, sobald sie nach dem Kriege wieder in unseren Händen sein werden, wohl noch Fortschritte machen^{***}), aber zu einem unentbehrlichen, ja selbst zu einem schwer ins Gewicht fallenden Faktor unserer nationalen Wirtschaft werden sie niemals werden. Dies bezeugt heute auch ein so warmer Befürworter der Kolonien wie Professor Wiedensfeld in Halle†). Rein wirtschaftlich stellen sich die kolonialen Anlagen dar als Geschäftsunternehmungen, deren Rentabilität nur eine scheinbare ist; denn sie ist nur durch den kostspieligen Schutz, die Verkehrsanlagen und Verwaltung bedingt, von denen das Reich einen großen Teil trägt. Dieses Ergebnis wird sich auch bei Berücksichtigung der nach Lage der Verhältnisse möglichen Vermehrung unseres kolonialen Besitzes, ja selbst bei seiner Verdoppelung nicht wesentlich ändern. Und was die Schutzgebiete als Siedlungsländer betrifft, so ist nach kompetenten Kennern diese Möglichkeit gering im Verhältnis zur Ausdehnung der Gebiete und zur Größe der aufzuwendenden Mühen und Kosten.

*) Nach Hettner, Englands Weltherrschaft und der Krieg (Leubner, Leipzig 1915), S. 188.

***) Bgl. Kurt Wiedensfeld, Der Sinn deutschen Kolonialbesitzes (Deutsche Kriegsschriften, 6. Heft), Bonn 1915, Marcus und Weber, S. 13 f.

****) Solf scheint es für einen Vorzug der deutschen Kolonialpolitik zu halten, daß man um der liberalen Idee willen den freihändlerischen Standpunkt bis zur Schädigung des Mutterlandes festgehalten hat. Den Vorteil hatte England. (Bgl. das angef. Sammelwerk, S. 154 f.). Das müßte natürlich anders werden.

†) N. a. D. S. 17.

Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß man beginnt, sich in den Kreisen der Fachleute über die Grenzen der in den Kolonien liegenden Möglichkeiten keinen Illusionen hinzugeben. So kann man hoffen, daß in absehbarer Zeit auch im Volke die unklaren Begriffe vom wirtschaftlichen Werte unserer Kolonien schwinden; sie haben durch die wohlgeleitete Agitation, die mit den Gefühlswerten unseres berechtigten nationalen Ehrgeizes wirken konnte, in Köpfen und Herzen Platz gegriffen und sind durch populäre Schriften und Schulbücher in die junge Generation gedrungen. Ihr muß man immer wieder versichern, daß unsere weitgreifende wirtschaftliche Stellung in der Welt keineswegs auf den Kolonien beruht.

Aus einer Mißleitung des nationalen Ehrgeizes stammt denn auch der andere Grund, den man für die Notwendigkeit überseeischer Ausdehnung anführt, und der unsere ersten Pioniere auf diesem Gebiet geleitet hat. Das nationale Selbstbewußtsein im neuen Deutschen Reiche glaubte den Gedanken nicht ertragen zu können, daß andere Völker in fremden Erdteilen ihre Flaggen wehen ließen, während dies Deutschland nicht vergönnt sein sollte. Der Bürger der spätgekommenen Großmacht verriet einen Mangel an Sicherheit des Auftretens, wenn er glaubte weniger zu gelten als andere, bloß weil ihm dieses Herrschaftsattribut fehlte. Er ließ sich in diesem Punkte von andern Nationen, besonders von England, gewaltig imponieren.*) Die Weltgeltung Deutschlands schien den Besitz überseeischer Kolonien zu erfordern. Freilich herrschte selbst in England zeitweilig eine weitgehende Kolonialmüdigkeit; aber als sich nun dieser Staat besann und wieder um sich griff, schienen Kolonien allen Nationen von neuem erstrebenswert. Es handelte sich in jenen achtziger Jahren zum guten Teil um eine Suggestion, die — angeregt von der anerkannten Geschäftstüchtigkeit des Königs der Belgier**) — sich von der Hauptkolonialmacht auf die Auchkolonialmächte verbreitete. Die Völker glaubten an ihrem Prestige Einbuße zu erleiden, wenn sie sich nicht an der Aufteilung der Reste Afrikas beteiligten. Bismarck, der sich auf das Stimmungsmäßige bei den Völkern verstand, sträubte sich dagegen und versuchte, das Reich durch das System der privilegierten Kompanie von der direkten Verührung mit den kolonialen Aufgaben fernzuhalten. Es war umsonst. Aber er hat doch jedenfalls den Gedanken vertreten, daß ein Reich wie das unsere zur Wahrung seines Ansehens der äußeren Attribute nicht bedürfe. Man möchte auch heute nach der in diesem Kriege gegebenen Probe unserer Kraft gleicher Ansicht sein.

Wenn Wiedenfeld, nachdem er zugegeben hat, daß die Kolonien für uns wirtschaftlich nicht in die Waagschale fallen, ihre Bedeutung als weltpolitische Stützpunkte in den Vordergrund stellt, so ist doch wohl klar, daß es dafür der

*) Bezeichnend hierfür sind die eigenen Äußerungen von Karl Peters, z. B. in „Wie Deutsch-Ostafrika entstand“ (1912) S. 7.

**) Vgl. Alfred Zimmermann, Die Kolonialreiche der Großmächte (Berlin 1916, Ullstein) S. 61, 64, 192 ff.

Kolonien nicht bedarf. Befestigte Kohlenstationen tun denselben Dienst, und sie entführen dem Mutterland nicht dauernd, sondern nur für eine Anzahl von Jahren wertvolles Menschenmaterial. Denn das übersehen die neueren Erörterungen des kolonialen Problems zumeist: Menschen, die als Ansiedler zu brauchen sind, bilden für unsere Nation — insbesondere nach den Verlusten in diesem Kriege — einen Stoff von solchem Werte, daß wir ihn nicht verschwenden dürfen.*) Bauern und landwirtschaftliche Arbeiter können wir in der Heimat nicht entbehren; in enger Fühlung mit der heimischen Volksart müssen wir sie zu mehrern bestrebt sein. Die größte physische und moralische Kraft hat der Deutsche von jeher dort entfaltet, wo er im besessenen Boden einwurzelte und hoffen durfte, für Generationen seine Nachkommen demselben Boden einzupflanzen. Dem Wandertrieb steht im deutschen Wesen doch auch die Sehnsucht nach dem Besitz einer Heimat gegenüber, und sie ist stärker. So weist deutsche Art vielmehr auf Vorwiegen heimischen Lebens, auf Konzentration der Kraft hin, nicht auf Expansion, hinter der — der Erfolg lehrt es — die Zersplitterung lauert, die Degeneration und das Untergehen im fremden Wesen.

Hier muß noch auf einen Gedanken hingewiesen werden, den Hans Delbrück kürzlich geäußert hat.**) Er sieht wie ich von der Bedeutung der Kolonien als Wirtschaftsfaktor und als Siedlungsgebiet ganz ab, um einen sozialen Gesichtspunkt geltend zu machen. Den großen Überschuß an gebildeten Männern um die Dreißig, die bisher unzureichend genützt in der Heimat saßen oder fremden Ländern ihre Kräfte weiheten, will er in ein zu erwerbendes ungeheures Kolonialreich schicken, damit sie dort die Völker niederer Rasse regieren. Darauf wäre zu erwidern: Die Produktion eines Überflusses von „Gebildeten“ ist ein allseitig empfundener Mißstand, der auf einer verkehrten Kulturpolitik unserer Staaten beruht. Es wird dadurch eine Fülle wertvoller Kräfte in Jahren großer Leistungsfähigkeit nicht ausgenützt. Diese Kräfte wird die Zukunft unseres Volkes, so hoffen wir, besser nützen, indem es die Bildung vermenslicht und von Ansprüchen und Standesvorurteilen löst, und indem es lernt, die Eignung und Bewährung des Menschen für sein Werk von dem rohen Prüfstein der Berechtigungen und Examina zu lösen. Es wäre Verschwendung, wertvolle Menschen unseres Volkes aus volksfremden Beweggründen wie dem kultureller Erziehung oder politischer Leitung tiefstehender Rassen in fremden Ländern und Klimaten zu verbrauchen. Auf die Mißgriffe, die von unseren Kolonialpionieren selbst in den beschränkten Gebieten unserer bisherigen Schutzgebiete gemacht worden sind und die Eignung unseres Volkes zur Erziehung fremder Rassen zweifelhaft erscheinen lassen, sei nur nebenbei verwiesen. Wen aber Abenteuerlust in die Welt treibt, der mag seinen Weg gehen; ihm braucht die Flagge des Reiches nicht überallhin zu folgen.

*) Über das große Mißfoto der Siedlung auf kolonialem Boden vergl. Wiedenfeld, S. 25 f.

**) Bismarcks Erbe (Ulstein und Co., Berlin, 1915) S. 193 ff.

Man mag aus Delbrücks Ausführungen entnehmen, wie auch denkende Köpfe sich nicht von den Kategorien lösen können, die durch Englands Vorbild aufgestellt sind: weil England sein Indien hat, das dem gebildeten Nachwuchs ohne Kosten des Mutterlandes reichlich die Staatskrippe füllt — muß deshalb auch Deutschland diesen sozialökonomischen Notausweg wählen, anstatt die fehlerhafte Schichtung seines Volkes daheim zu verbessern?*)

Die Gefahr der Zersplitterung und des Untergehens im fremden Wesen hat der Engländer nicht zu fürchten; gegen sie liegen Heilmittel in der Geschlossenheit und Enge seines Wesens. Aber auch vom Standpunkt der Politik ist ihm die überseeische Expansion ungefährlicher als uns. Man mag ja sagen, auch in der Bewertung Englands als natürlicher Festung gehe in diesem Kriege ein Wandel vor sich. Aber auch wenn man die Stärke der geographischen Position Englands nicht mehr so hoch bewertet wie früher, so hat doch England weder einen so gefährlichen noch einen so unheimlichen Nachbar jenseits seiner Festungsgräben wie wir ihn in Rußland sehen müssen, das sich von dem großen Aberlaß dieses Krieges bald wieder erholen und dann die expansiven Richtlinien des Kuropatkinschen Geheimberichtes von 1900**) weiter verfolgen wird. Die Stärke des Moskowiterreiches liegt in der Masse; ihr wird vielleicht in absehbarer Zeit — schon dieser Krieg hat hier Unerwartetes gezeigt — die Kraft der Organisation zur Seite treten, wenn eine Regierung, die den Lehren dieses Krieges Rechnung trägt, das Chaos einem Zustande der Ordnung entgegenführt. Was dann für Kräfte entbunden werden können, das mögen wir kaum ahnen.

Diese Aussicht erfordert von uns die alleräußerste Verstärkung unserer mitteleuropäischen Position an Kraft, an Landgebiet und Volksmasse, damit wir dem russischen Koloz eine unüberwindliche Mauer entgegenstellen können. Jede Zersplitterung an Kraft, Volk und materiellen Mitteln, die durch überseeische Unternehmungen hervorgerufen wird, kann zu einer Schwächung dieser wichtigsten Verteidigungslinie, zu nie wieder gutzumachenden Verlusten unseres Volkes führen. Alles, was an kolonialisatorischer Kraft in unserem Volke lebt, wird dringend gebraucht, um die große, inmitten ihrer Leistungen abgebrochene

*) In einer Besprechung des Delbrückschen Buches, die mir nachträglich zur Hand kommt, sagt Wilhelm Stapel (Preuß. Jahrbücher 163 (1916) S. 142): „In der überschüssigen Zahl unserer Intelligenz steckt zum großen Teil die deutsche Bauernkraft, die in der Landwirtschaft keine Betätigung mehr fand . . . Sollen wir die übertriebene Produktion von Intelligenz in der Heimat fortsetzen und für sie, soweit sie nicht allmählich durch Geburtenrückgang ins ‚natürliche‘ Gleichgewicht gebracht wird, ein ‚deutsches Indien‘ schaffen, dafür aber auf die größtmögliche Kräftigung und Festigung des ursprünglichen Volkstums verzichten? Oder sollen wir jene übertriebene Produktion, die für Delbrück die Ursache der schwersten sozialen Fragen ist, dadurch beseitigen, daß wir häuerliches Siedlungsland erwerben?“ Delbrück erklärt S. 143, daß er Stapels Ausführungen vollkommen unterschreibt; wir dürfen also annehmen, daß er auf die Idee vom deutschen Indien verzichtet.

**) Vgl. Zimmermann a. a. O. S. 105.

Kolonisationsarbeit des Mittelalters, die Eindeutschung des Ostens, weiterzuführen, die russische Gefahr von den Mittelpunkten deutschen Lebens immer weiter abzubringen.

So weisen uns geographische und politische Lage gleichermaßen dahin, für unsere kolonialen Bestrebungen künftighin vorwiegend das kontinentale System zu wählen. Dieser Krieg sollte uns die Gelegenheit dazu bieten. Was uns im Osten an kolonialen Möglichkeiten zuwächst, bedeutet eine unmittelbare Verstärkung unserer Kraft, und es führt uns aus der Unnatur unserer eingeschlossenen Lage heraus, die in der wachsenden Verstärkung und in der ungesunden sozialen Schichtung — auch in jenem Bildungsproletariat — ihren augenfälligen Ausdruck findet; denn sie bietet klimatisch brauchbare, mit unseren Wohnsitzen geographisch verbundene, daher durch keine Seemacht lösbare Siedlungsgebiete.

Die Folgerungen, die man aus der Öffnung des Weges nach Konstantinopel gezogen hat, bedeuten nichts anderes, als daß man für den Wert von Landverbindungen jetzt erst den richtigen Blick bekommt, während man vorher, von Englands Vorbild verblendet, die jenem eigene, aber auch von ihm beherrschte „Hochstraße der See“ überschätzte. Schon gehen koloniale Theoretiker soweit, ein zu Lande erreichbares Kolonialreich vom oberen Nil bis nach dem Westen Afrikas als Ertrag dieses Krieges für uns auszudenken*). Fiele uns diese Frucht zu, umso besser für uns, denn als Kontinentalvölk sind wir den Engländern, die auf die Seeverbindung angewiesen sind, überlegen. Aber ein solches Reich darf in keiner Weise durch die Schwächung unserer Volkskraft und unserer Elbogenfreiheit in Europa erkauft werden.

Unsere bisherigen Kolonie in Afrika werden wir wohl beim Friedensschluß zurückerhalten. Davon aber sollten uns die Erfahrungen des Krieges abgebracht haben, daß wir sie allein auf die Seeverbindung durch den — morgen wie heute — englischen Kanal fundieren. Zuviel gutes deutsches Blut ist bei der Verteidigung jener verlorenen Posten geflossen. Ob wir durch die Beherrschung des östlichen Mittelmeeres unserem Ziele näher kämen, hängt davon ab, wie stark wir Englands Weltstellung schwächen können. Von einem geschriebenen Abkommen über die Freiheit der Meere kann man sich nichts versprechen; solche Pflanzen vertragen den rauhen Wind des Krieges nicht. Die Londoner Deklaration wurde in London außer Kraft gesetzt. Und die Kongoakte, hinter der selbst Bismarck einen Teil unserer Schutzgebiete gesichert glaubte, hat die erste Kriegswoche nicht überlebt.

*) Gettner a. a. O. S. 118.

